ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

Im Dunkeln ist gut munkeln.

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

als wir der Zeitzeugengruppe mehrere vorgeschlagene Themen für diese Ausgabe zur Auswahl stellten, zeichneten sich schnell zwei Favoriten ab: Zum einen war alles, was sich mit dem "Verdunkeln" und "Kellern" beschäftigt, ausgewählt worden, zum anderen wurden Beiträge zum Thema "Spielzeug" gewünscht.

Gerade beim Thema "Keller" wurde sehr deutlich, dass der Nutzzweck sich im Laufe der Zeiten sehr verändert hat. Früher war er Lagerstätte für Kohlen (zum Heizen) und haltbare Lebensmittel. Im Krieg wurden in den Städten Keller zum Luftschutzraum mit Schlafgelegenheit umfunktioniert, um zumindest eine trügerische Sicherheit gegen Luftangriffe zu gewährleisten.

Damit verbinden sich für Zeitzeugen bedrückende Erinnerungen: Viele Nächte mussten die verbliebenen Bewohner*innen, meist Frauen, Kinder und Ältere, darin zubringen.

Und heute? Hat der Keller für alle Spätergeborenen einen Imagewandel geschafft. Er ist ein wichtiger, meist gut beleuchteter Lagerraum für seltener benutztes Werkzeug, die Tiefkühltruhe, für aus der Wohnung verbannte Konsumartikel und allerlei Hobbyutensilien.

Ihre Redaktion

Rodeln im Kohlenkeller

(1939)

Was ich mit meinen fünf Jahren ausgefressen hatte, vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Jedenfalls hielt meine Mutter es für angemessen, mich eine Zeitlang in einen Kellerraum zu sperren.

Da saß oder besser gesagt stand ich also in diesem schummrigen Raum. Rechts von der Tür war der Kessel der Zentralheizung aufgestellt. Beheizt wurde er mit Koks, der im hinteren Bereich des Raumes, abgetrennt durch eine niedrige Bretterwand, lagerte. Befüllt wurde dieser Lagerraum von außen durch ein recht kleines Fenster ganz oben in der Außenwand, durch das etwas Licht fiel.

Die Heizperiode hatte noch nicht begonnen, der Wintervorrat an Koks war aber schon angeliefert worden. Er bildete von der Trennwand bis hinauf zur unteren Kante des Fensters einen ziemlich steilen Abhang.

Eigentlich sollte ich nun wohl über meine Missetat nachdenken. Dazu hatte ich jedoch überhaupt keine Lust.

Die Zeit verging und ich langweilte mich entsetzlich. Mit nichts konnte man hier spielen. Meine Blicke wanderten von der verschlossenen Tür über die kahlen Wände den Kokshügel hinauf bis zum Fenster. Und dann kam mir blitzartig eine Idee. Ein wunderbarer Gedanke, warum war ich nicht gleich darauf gekommen? "Der Berg ruft" heißt es bei den Alpinisten. Und dieser Hügel hier rief mich!

Also kletterte ich über die Trenn-

wand und begann, den Abhang zu erklimmen. Dies erwies sich jedoch zunächst als gar nicht so einfach. Kaum hatte ich einen Meter geschafft, ging es auch schon wieder retour.

Ich versuchte es erneut und kroch auf allen Vieren die rutschige Anhöhe hinauf. Auf halber Höhe löste sich jedoch eine Lawine und ich schlitterte bäuchlings, eingehüllt in eine dichte schwarze Staubwolke, wieder herunter. Aufgeben kam für mich jedoch nicht infrage, und schließlich schaffte ich es bis zum oberen Rand.

Nun kam das Schönste, die Talfahrt. Mit angezogenen Beinen rutschte ich auf dem Hosenboden den etwas buckeligen Hügel herunter, eingehüllt von einer dunklen Staubwolke. Hurra! Das war ja wie Schlittenfahren, nur dass der Schnee hier nicht weiß sondern schwarz war.

Mit der Zeit entwickelte ich eine echte Routine und der Anstieg fiel mir von Mal zu Mal leichter. Und mit jedem Kletterversuch wurde mein Aussehen dunkler, bis ich schließlich von Kopf bis Fuß ein einheitliches Schwarz aufwies.

Irgendwann kam meine Mutter, um den Missetäter aus seinem Gefängnis zu befreien. An ihre Reaktion beim Anblick eines schwarzen Monsters kann ich mich nicht mehr besinnen. Es blieb ihr aber nichts übrig, als den kleinen Sottje in die Badewanne und anschließend dessen Zeug in die Waschbalje, eine Waschmaschine gab es zu dieser Zeit noch nicht, zu

kriegen.

Ob sie dabei wohl darüber nachgedacht hat, wer nun eigentlich bestraft worden war, der kleine Missetäter oder sie selbst?

Hansjörg Petershagen

Das Trost-Brot

(1940-43)

Ganz sicher habe ich gut geschlafen in den ersten Kriegsjahren. Wir wohnten damals im 2. Stock, und mein Vater, zu der Zeit noch nicht eingezogen, nahm mich manchmal bei Alarm mitsamt der Bettdecke hoch und brachte mich in den Keller, wo ich weiterschlief.

Wachte ich aber dort einmal auf, so reichte meine Mutter mir Knäckebrot, eine Scheibe nach der anderen. Es war eine Art Trost-Brot, denn die Erwachsenen flüsterten zumeist oder dösten vor sich hin. Etwas Langweiligeres gab es ja wohl kaum!

Nach der Entwarnung wurde ich vom Vater wieder hochgetragen. Häufig musste ich am nächsten Tag später zur Schule, je nachdem, wie lange der Alarm gedauert hatte. Dafür gab es feste Regeln.

Zum Glück ist uns damals noch nichts passiert. Einmal, 1943, hatte ich Ferien und durfte zu meiner geliebten Großmutter nach Wilstorf, das war – auf Rollschuhen – etwa zwanzig Minuten von unserer Harburger Wohnung entfernt. Meine Mutter hatte ihr aber eingeschärft, bei Alarm auf jeden Fall in den Keller zu gehen – mit mir zusammen natürlich. Normalerweise blieb Oma nämlich im Bett; sie war fatalistisch eingestellt, schließlich hatte sie ihr Leben

gelebt.

Und so fand ich mich denn eines Nachts mit ihr und ihrem Untermieter, nachdem die Sirenen uns alarmiert hatten, in Omas Keller wieder. Der Untermieter, ein älterer Arbeiter, der auf der 'Galalith' tätig war und durch jahrelanges Arbeiten an lauten Maschinen das Gehör eingebüßt hatte, galt als taub, und er hatte auch das Sprechen fast verlernt.

In dieser Nacht aber geschah etwas, was wir bislang noch nicht erlebt hatten: Mit einem gewaltigen Krach schlug irgendwo in der Nähe eine Bombe ein – ich hatte das Gefühl, das Haus hob ab. Oder bildete ich mir das ein? Der taube Untermieter aber fragte: "Fru Vumu (Frau Vollmar) – bumm?" Angst kroch in mir hoch, gefolgt von einem Gefühl der Ohnmacht: Man konnte nichts tun, nur warten und hoffen, nicht getroffen zu werden.

Dennoch frage ich mich bis heute: Habe ich, haben wir Kinder damals die Lebensgefahr erkannt, in der wir uns häufig befanden, haben wir überhaupt einschätzen können, dass uns womöglich der Tod bevorstand, oder haben wir das überspielt, das Grauenhafte gar nicht an uns herangelassen oder es sogar verdrängt?

Claus Günther

Nächte im Keller

(ca. 1939-45)

Ich bin in einem bäuerlichen Haus aufgewachsen, das meiner Urgroßtante gehörte. Im angrenzenden Stall lebten zwei Schweine, viele Hühner und vier Gänse.

Weil es weit und breit keine Geschäfte gab, hatten wir – meine Mutter und meine Urgroßtante, die ich Oma nannte – einen Laden für Tabakwaren und Pfeifen sowie für Konfitüren, Schokolade, Bonbons und Kaffeebohnen eröffnet. Die Kaffeebohnen wurden in einer Kaffeemühle, die an der Wand hing, zu Kaffeepulver gemahlen.

Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt, war einziges Kind meiner Eltern und durfte, als ich ein bisschen älter war, auch mal Bonbons oder Salmis verkaufen, die auf einer blankgeputzten Waage mit zwei Schalen gewogen wurden.

Wenn es nachts Alarm gab, heulten die Sirenen auf der Schule und auf dem

Bahnhofsgebäude laut mit einem Auf und Ab. Dann gingen wir in unseren Kohlenkeller, der keine Fenster hatte und in dem es immer dunkel und kalt war.

Meine Eltern hatten auf den Steinfußboden zwischen den Briketts und den vielen Kohlen Matratzen gelegt, so dass wir uns in unseren Schlafanzügen dort hinlegen und mit Wolldecken zudecken konnten. Der Keller schützte uns vor Granat- und Bombensplittern, aber nicht vor den von den Tommys abgeworfenen Bomben.

Meistens überflogen die Tommys – wie wir die englischen Flugzeuge nannten – unser Gebiet mit dem Ziel Berlin. Das laute Gebrumme der vielen feindlichen Flugzeuge war in unserem Keller deutlich zu hören. Wir harrten dort in vielen Nächten oft etliche Stunden aus, bis schließlich Entwarnung von den Sirenen geheult wurde – ein langgezogener, durchdringender Heulton. Dann konnten



wir endlich unseren Keller verlassen und wieder nach oben in die Schlafzimmer gehen.

Während dieser Stunden im Keller hatte ich meine Puppe Annemie, die lange Zöpfe aus echtem Haar besaß, fest im Arm. Ich kuschelte mit ihr, dadurch hatte ich nicht so große Angst vor den Bomben.

Ich war damals Gymnasialschülerin und der Weg zur Schule war lang, ca. 3 km. Wir Kinder brauchten nach einem nächtlichen Alarm erst zur dritten Stunde in die Schule kommen, denn wir hatten durch diese nächtlichen Unterbrechungen nicht genug Schlaf bekommen.

Unser Haus lag nicht weit vom Güterbahnhof entfernt, diesen hatten die Tommys als Ziel genommen. An einem Vormittag, als wir ausnahmsweise während eines Alarms nicht in unserem Keller waren, sondern im Keller unserer Nachbarn, fielen Bomben auf einen Teil unseres Hauses und auch auf unseren Stall mit den Schweinen und Hühnern und explodierten. Was für ein Glück, das wir an diesem Tag nicht in unserem Keller waren, wir hätten es nicht überlebt.

Als wir nach dem Sirenenentwarnungston auf die Straße gingen, sahen wir den großen Trümmerhaufen.

Einige Hühner lebten noch, sie lagen aber auf der Straße und krächzten und konnten sich nicht mehr bewegen. Von den Schweinen und Gänsen haben wir zunächst einmal rein gar nichts mehr gefunden. Sie sind wohl total auseinandergerissen worden. Später fand ich ein paar Federn von unseren Gänsen und habe natürlich laut geweint.

Unser Haus war unbewohnbar geworden, es standen nur noch ein paar Innenwände, aber auch nur halb. Es war sehr schrecklich! Nachbarn haben für uns Platz gemacht, damit wir nachts eine Schlafmöglichkeit hatten.

Es war der 25. November 1944 und es war kalt. Ich war 14 Jahre alt und

hatte vor einem halben Jahr eine kleine Schwester bekommen. Ich kümmerte mich um unser Baby, während meine Eltern die großen Mauerbrocken beiseiteschafften, um noch einige Habseligkeiten auszugraben.

Etwa 100 Meter von unserem total zerstörten Haus hatten wir noch ein Grundstück für Kartoffeln und Gemüse. Dort gruben meine Eltern eine große Kuhle aus. Sie wollten ein Behelfsheim bauen, denn wir konnten nicht ewig auf unsere Nachbarhäuser verteilt leben. Wir mussten uns selbst helfen.

Es war eine unmögliche Situation. Ich ging nicht mehr zur Schule denn ich musste mich um unser Baby kümmern, während meine Eltern auf dem Gartengrundstück sich auf das Behelfsheim einstellten.

Mit den Eiern von unseren Hühnern und den geernteten Kartoffeln von unserem Gemüsegarten haben meine Eltern Zement eingetauscht, den sie für das geplante Behelfsheim brauchten.

Im Stall wurde heimlich ein Schwein neben den Hühnern gehalten, mit dem Plan, es später zu schlachten, um mit dem Fleisch und der Wurst Baumaterialien für das Behelfsheim einzutauschen. Geld war völlig unnütz.

In dieser Zeit, wo meine Eltern eine Grube für den Keller ausgruben, hörten wir über ein Radio, dass Hitler tot ist. Oh, wie waren wir erleichtert. Und bald darauf war der Krieg zu Ende!

Doch es ging uns allen noch lange nicht gut.

Lisa Schomburg

"...da lebt der arme Schuster." (ca. 1935 bis heute)

Als Kinder sangen wir immer: "Im Keller ist es duster, da lebt der arme Schuster."

Auf dem Lande waren Keller kein Thema, denn es gab Ställe und Schuppen. In der Stadt, in den Einzelhäusern, lagerte man Vorräte und Kohlen im Keller ein. Da es damals noch kaum elektrisches Licht gab, musste man mit der Petroleumlampe dorthin gehen. Das Licht war mal heller und mal dunkler. Natürlich hatten die Kinder Angst, denn ihnen wurden Märchen vorgelesen, es gab ja noch kein Fernsehen. In den Märchen war von Geistern und Trollen die Rede, die meist in den Kellern hausten.

In den alten Etagenhäusern wurden Keller oft als verbilligte Mietswohnungen angeboten. Da wurden dann am Dachboden Trockenräume benutzt. Es gab einen Plan, wer und wann den benutzen konnte. In anderen Räumen wurden dort Kohlen und Briketts für den Winter gelagert. Das wirkte sich bei den Bombenangriffen dann verheerend aus.

"LSR" mit einem Pfeil auf der Straße zeigte auf einen Luftschutzraum hin. Nach dem Krieg wurden meist



schnell Mietshäuser mit Ziegelsteinen und auch im Plattenbau errichtet. Oft konnte man Dachboden und Keller mit mieten. Kinder hatten keine Angst mehr, sie knipsten den Schalter an und alles wurde hell. Schilder gab es, da stand dann: "Keller sind Fluchtwege, bitte freihalten." Trotzdem wurde oft altes Gerümpel dort hingelegt.

Im Keller ist es nicht mehr duster und es gibt da auch keinen Schuster.

Günter Lucks

Der Waldbunker

(1944)

1944 erfolgten die ersten Angriffe auf Dresden durch Bomberverbände der Alliierten. Das veranlasste den ortsansässigen Volkssturm, in unserem Dorf Tissa nahe Stadtrhoda, einen "Waldbunker" zu bauen.

Zunächst wurden Tannen gefällt. Ein Bauer stellte seinen Traktor zur Verfügung, um sie zu transportieren und anschließend die Baumstümpfe aus der Erde zu wuchten. Wir Dorfkinder schauten uns die Arbeiten an, Pferde zogen dann die Wurzelballen weiter in den Wald. Auf dem freigewordenen Platz wurde mehrere Tage lang gegraben, es entstand ein Loch in einer Größe von ca. 15 x 10 Metern, mindestens 3 Meter tief. Rechts und links davon wurde ca. 1 Meter breit und 80 cm Meter tief die Erde abgetragen.

In der Zwischenzeit wurden die Tannen auf eine Länge von 11,80 Meter abgesägt; sie wurden dann in entsprechender Position auf das Bunkerloch gelegt. So entstand eine Baumdecke; auf diese wurde dann noch Erde geschüttet. Somit hatte der Waldbunker eine Decke von insgesamt 1,5 Meter. Darauf wurden dann Tannenzweige gelegt und einige kleinere Tannen wieder eingepflanzt. So konnte von oben nicht erkannt werden, dass es sich um einen Erdbunker im Wald handelte.

Innen im Bunker wurden an zwei Wänden 14 Meter lange Sitzbänke aus Holz angebracht. Als diese fertiggestellt waren, wurden alle Dorfbewohner zusammengerufen, um sich

in den Bunker zu setzen. Wortführer war ein Mann vom Volkssturm, der mir sehr grob vorkam; er hatte eine laute, unangenehme Stimme – wir Kinder hatten alle Angst vor ihm!

Meiner Mutter wurde eingeschärft, im Alarmfall sofort in diesen Bunker zu laufen, er war etwa 200 Meter von unserem Wohnhaus entfernt. Tatsächlich waren wir einmal bei Alarm in diesem Bunker. Leider stand darin etwa 20 Zentimeter hoch das Wasser, so dass fast alle nasse Füße hatten. Der Flugzeugangriff galt der nahen Ortschaft Stadtrhoda.

Für uns Kinder war der Bunker ein gruseliger Spielort. Wir erzählten uns dort die schaurigsten Geschichten. Einmal wurde der Bunker kurzfristig als Gefängnis für einen mit dem Fallschirm abgesprungenen Engländer genutzt. Leute vom Volkssturm wollten ihn an der Dorflinde aufhängen, doch aus Stadtrhoda gekommene Feldjäger verhinderten das. Sie nahmen den Tommy mit – man kann nur hoffen, dass ihm dies das Leben gerettet hat.

Manfred Hüllen

Verdunkelung

Astronauten schwärmen heute von dem unwiderstehlich schönen Blick auf die funkelnden, leuchtenden Inseln inmitten von Nachtdunkelheit beim Rundflug um unsere Erde. Diese Inseln, die im All zu erkennen sind, sind unsere hellerleuchteten Großstädte. Wo Tag und Nacht inei-

(1943-45)

nanderfließen und kaum noch einer wirkliche Dunkelheit kennt.

Ganz anders war es in meiner Kindheit in Berlin. Als die Bombardierungen der Städte begannen, begann die allgemeine Verdunklung, um den anfliegenden Bombern nicht die Abwurfziele auf dem Präsentierteller zu

servieren. Mit einbrechender Dunkelheit mussten alle Fenster vollkommen blickdicht mit dicken, schwarzen Vorhängen abgedunkelt werden.

Die Blockwarte, die jeweils in den Mietshäusern für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatten, mussten jeden melden, der gegen diese Verdunklungsverordnung verstieß. In den Wohnungen fiel das umso leichter, als bald Stromsperren verhängt wurden und gegen Ende des Krieges der Strom sowieso ganz ausfiel, weil die Stromnetze zerstört waren.

So saßen wir abends bei Kerzenlicht, solange es noch Kerzen gab, oder bei Petroleumlicht, soweit es in den Haushalten Petroleumlampen aus der Zeit vor der Erfindung des elektrischen Lichts gab. Besonders helles Licht zum Lesen spendeten die Karbidlampen, die später aufkamen und immer fürchterlich stanken.

In den Straßen herrschte natürlich auch völlige Dunkelheit. Alle Straßenlaternen waren abgeschaltet. Wer trotz alledem

aber auf die Straße musste, der hatte eine abgedunkelte Taschenlampe dabei. Das heißt, dass die Birne durch einen nur nach unten geöffneten Klapp-Deckel abgedunkelt war. Zusätzlich konnte mit einem kleinen Hebel entweder ein Grünfilter oder Rotfilter vor die Glühbirne geschoben werden, was das Licht zusätzlich abschwächte (s. Abb.).

Man konnte sich diese Lampe an einen Mantel- oder Hosenknopf anknöpfen, um die Hände frei zu haben. Zum Tragen aller eventuell lebensrettenden Habseligkeiten oder für uns Kinder, die wir nachts aus dem Schlaf gerissen wurden mit den ersten Vorwarnsirenentönen. Diese Verdunklungslampe gab wenigstens ein bisschen Licht auf dem Weg durchs Treppenhaus, in den Keller oder über die Straße in den Luftschutzkeller, wo immer die Bewohner von drei Mietshäusern zusammen auf die Entwarnung warteten.





Abgedunkelte Taschenlampe mit Rot- und Grünfilter

Wir hofften alle, dass die herunterprasselnden Brandbomben uns und unsere Häuser verschonten, so dass wir weiterschlafen konnten.

Gegen Kriegsende mussten wir bis zu dreimal in den Keller. Ich vermute heute, dass unsere Mutter es dann aufgab, für die Fortsetzung unseres Schlafs uns jedes Mal wieder an- respektive auszuziehen.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

Im Keller... (1935-44)

... ist es duster." Beim Bauen zulässig sind sie selbst heute noch, die Kellerräume ohne Fenster. Und wenn du dann, als Mieter, deinen Keller am Ende eines langen, dunklen Ganges hast, so ist das selbst für Erwachsene nicht angenehm. Und erst die Kinder! Wohnt denn nicht auch der "Bi-Ba-Butzemann" im Keller? Eben. Da kann einem ganz schön angst und bange werden!

Einst wurden im Keller Kohlen und Holz gelagert; im Winter kamen oft Kartoffeln dazu. Ich erinnere mich an einen Haublock im Keller meiner Großmutter, auf dem wurde Holz zerkleinert. Außerdem hing an einer Wand ein Fliegenschrank, dessen Tür kein Fenster hatte, sondern aus sehr feinmaschigem Draht bestand – um Fliegen abzuhalten, genau! Es war kalt im Keller; Kühlschränke kannte man in früheren Zeiten nicht.

Ich mochte wohl vier oder fünf Jahre alt gewesen sein, da sagte im Sommer ein ziemlich großer Junge zu mir, ich solle doch am Nachmittag um drei mal da hinten hinkommen, "in das helle kleine Häuschen, das kennst du doch, da treffen wir uns alle im Keller und ziehen uns aus. Kommst du?" Das klang verlockend, aber ich fragte erst mal meine Eltern. Die fielen aus allen Wolken; sie verboten mir, da hinzugehen, und mein Vater murmelte was von "Homo".

Bisher kannte ich nur "Mitschnacker", und dass man von denen nichts annehmen darf, mitgehen darf man sowieso nicht.

Beim Spielen mit Kindern aus der

Nachbarschaft hieß es plötzlich: "Geh da nicht so nah ran!" Gemeint war der Keller unter dem Häuschen mit der grünen Pforte. Da wohnten Juden, und es gab einen Spottvers: "Und fängt dich der Jud, wird er dich schlachten!" Das glaubte ich nicht. Warum? "Weil du ein Kind von Christen bist, darum." Das Häuschen war mir plötzlich unheimlich.

Etwa um 1939 gab es jeden Sonntagvormittag um 11 Uhr Kinovorstellungen für 50 Pfennig auf allen Plätzen. Neben Tier- und Heimat-Filmen wurde auch kriegerische Propaganda gezeigt. Ich erinnere mich an einen Film, in dem deutsche Zivilisten vor polnischen Soldaten in einen Keller geflüchtet waren. Von außen wurde ein MG (Maschinengewehr) durchs Kellerfenster geschoben und ratterte Ein todesmutiger Deutscher schlich sich von der Seite an, hängte sich an den Lauf des MG und verbog diesen so, dass die Salven nur den Boden trafen. Dass die Deutschen die "bösen" Polen besiegten, war natürlich klar.

Spätestens zu Beginn des Krieges waren alle Trocken- und Gemeinschaftsräume in den Kellern der Wohnhäuser zu Luftschutzräumen umgebaut worden. Stützpfeiler vom Boden bis zur Decke sollten das Einstürzen verhindern, zweistöckige Bettgestelle standen zum Ruhen und Schlafen bereit. Eine weibliche Hilfskraft des Schlachters, der unten in unserem Haus seinen Laden hatte, nutzte den Raum für ein Techtelmechtel mit einem deutschen Solda-

ten, der auf Urlaub oder auf Dienstreise war. Zu ihrem Unglück hatte er, so hieß es, einen "Präser" hinterlassen (was das war, ahnte ich damals nicht mal). Das Ding fand ihr Chef, stellte sie zur Rede – und sie verlor ihren Job.

Was Bomben anrichten können, war spätestens seit der "Operation Gomorrha" im Juli 1943 klar. Ganze Stadtteile waren danach wie ausradiert, etwa 40.000 Menschen kamen ums Leben, überwiegend Frauen und Kinder. Harburg, wo wir damals wohnten, war verschont geblieben, doch der Krieg ging weiter.

Mein Vater war inzwischen Soldat, und ich war nach Tschechien evakuiert worden, im Rahmen der Kinder-Landverschickung. Meine Mutter lebte allein zu Hause. Ein einfacher Keller, das war ihr längst klar, war nicht sicher genug. Sie ging daher bei Alarm in das Schulgebäude gegenüber von unserem Haus, so auch am 25. Oktober 1944. An diesem Tag erlitt Harburg das schwerste Bombardement.

Auch unser Haus wurde getroffen. Sie sieht es, als sie nach der Entwarnung aus dem Keller des Schulgebäudes herauskommt. Und sie hat nur einen Gedanken: Retten, was zu retten ist. Ein letztes Mal hastet sie die Treppen hoch, stürzt ein letztes Mal in die Wohnung, rafft zusammen, was ihr in die Finger kommt. Dann ein Rufen: "Ist da oben noch jemand? Raus, raus, das Treppenhaus brennt!"

Dieser Mut der Verzweiflung von meiner Mutter ist kaum nachzuempfinden, wurde nie verarbeitet und machte sie krank, über Jahre. Ich verneige mich.

Claus Günther

Spielend erwachsen werden

Wir alle haben sicherlich eins gemeinsam: Wir hatten unser Lieblingsspielzeug!

Meist waren dies bei Jungen Nachbildungen im kleinen Maßstab von Autos, Baufahrzeugen, militärischen Motiven wie Fahrzeugen oder Menschen, Eisenbahnen oder etwas zum Basteln. Bei Mädchen wurde beim Spielen meist auf lebensnahe Darstellungen und Simulationen von Familienbildern gesetzt, z. B. mit Puppen oder Puppenstuben.

Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Eine Rollenfestschreibung fand damit schon von Kindesbeinen an statt und wurde besonders perfide im Nationalsozialismus manifestiert. Jungen wurden auf den Militärdienst vorbereitet, Frauen hatten für das familiäre Umfeld zu sorgen.

In den nachfolgenden Geschichten unserer Zeitzeugen wird aber auch deutlich: Spielzeug war Statussymbol und gleichzeitig Halt in schwierigen Zeiten.

Lassen Sie sich verzaubern: Von Flugzeugteilchen, lebenden Puppen und Kobolden.

Ihre Redaktion

Flugzeugileinchen

(ca. 1936-42)

Wie wohl die meisten Jungen in meiner Generation (geb. 1932) bekam ich zum Geburtstag und zu Weihnachten das eine oder andere aus Blech gefertigte, mit Gummireifen ausgestattete LKW-Modell im grauen Tarnanstrich, ergänzt durch einen Panzerspähwagen mit angehängtem Geschütz.

Aber viel mehr interessierte mich die Puppenstube meiner Schwestern. Und so spielten die denn mit meinen Fahrzeugen, während ich mich dem kleinen Herd (mit wirklichen Kochfeldern), dem Miniatur-Waschbecken, Tisch und Stühlen widmete.

Mehr Interesse hatte ich an meiner Eisenbahn. Ich war wohl vier Jahre alt (1936), als ich zu Weihnachten den Grundstock für diese – zunächst Märklin Spur 0 – bekam. Es gab auch schon die Spur HO, halb so groß, aber mindestens ebenso spielgeeignet. Vielleicht meinte mein alter Herr, ein kleiner Junge könne mit den schmalen Gleisen

und den kleinen Lokomotiven noch nicht so gut umgehen. Das ist sicherlich kein Fehler gewesen. Ein Fehler aber war es, mir zugleich einen Werkzeugkasten mit einem respektablen Hammer zum Geschenk zu machen. Eine halbe Stunde lang existierten zwei Lokomotiven, eine grüne und eine blaue. Die blaue hatte ich sogleich in mein Herz geschlossen. Die grüne musste darunter leiden, dass ich die Farbe nicht mochte. So hatte ich denn für längere Zeit nur eine blaue Lokomotive.

Auch mit den Schienen haperte es dann und wann. Sie waren nämlich seinerzeit noch aus Weißblech hergestellt – jede Schiene lediglich mit drei Schwellen, ebenfalls aus Weißblech, bewehrt. Weißblech war damals nicht anders als heutzutage äußerst "beulfreudig" Und so hatten meine Fahrten mit der stolzen Eisenbahn eher den Charakter eines Ausflugs auf dem welligen Strang einer Feldbahn.



Mit 10 Jahren begann ich, wie viele Gleichaltrige, von der Fa. Wiking in Berlin hergestellte Flugzeug- und Schiffsmodelle zu sammeln (Maßstab 1:200 bzw. 1:1250). Für den Erwerb reichte das übliche Taschengeld selten, aber wer mit Geschick zu tauschen verstand, konnte den Bestand seiner Sammlung ständig erhöhen.

Wenn er es denn nicht vorzog, mit den Modellen den Krieg in der Luft und zu Wasser zu simulieren.

So war auch ich anfangs dabei, wenn wir Jungs uns mit unserer Me 109 und der "Spitfire" Leitwerke und Tragflächen kostende Luftkämpfe (per Hand) lieferten, in vermeintlich sicheren (aufgegrabenen) "Bunkern" versteckte "Hampden" oder "Blenheim" mit Bomben (Steinen) malträtierten, oder mit dem Katapult dem Schlachtkreuzer "Hood" die Geschütztürme wegschossen.

Wohl dem, der diese Periode bald hinter sich ließ: Heute kann die Versteigerung einer wohlbehaltenen Sammlung einen satten fünfstelligen Betrag erbringen.

Übrigens war die offenkundige emotionale Zuwendung zu den Modellen für meinen alten Herrn ein probates Hilfsmittel, mich mit der Drohung, die "Flugzeugileinchen" andernfalls in den Ofen zu werfen, zur (widerwilligen) Ausführung seiner Befehle zu zwingen.

Jürgen Franke

Eine lebendige Puppe

(1945)

Glühend beneideten meine Schwester und ich unsere Spielgefährtinnen, die Puppen besaßen, die mit den Augen klappern oder Mama sagen konnten. So etwas hatten wir nicht. Aber dann verkündete unsere Mutter eines Tages, dass wir in kurzer Zeit Familienzuwachs bekommen würden ... eine echte lebendige Puppe. Oh, was waren wir aufgeregt! Da konnte keine unserer Freundinnen mithalten.

Ich war achteinhalb Jahre alt, meine Schwester sieben, und es fiel uns schwer, die Zeit abzuwarten, bis das Baby endlich zu uns kam. Das Märchen vom Klapperstorch wurde uns nicht erzählt. Wir durften schon mal Mamas Bauch anfassen und das Zucken und Strampeln des kleinen Wesens fühlen.

Noch vor seiner Geburt Mitte Februar war das Leben des zukünftigen Erdenbürgers jedoch schon bedroht.

Kurz vor der Entbindung machte meine Mutter sich mit ihren beiden Töchtern auf den Weg zum Dorfkrämer in der Nähe des Zollenspieker Bahnhofs.

Obgleich nicht eine Flocke Schnee lag, wollte meine Schwester unbedingt den Schlitten mitnehmen, was ihr nach langem Quengeln schließlich gestattet wurde. Als wir nach dem Einkauf aus der Tür traten, hatte es inzwischen geregnet. Durch Blitzeis war der Deich mit seiner gewölbten Kuppe aus Kopfsteinpflaster in eine spiegelglatte Rutschbahn verwandelt worden. Ein Sturz meiner hochschwangeren Mutter hätte mit Sicherheit eine Fehlgeburt zur Folge gehabt.

Was tun? Wir nötigten sie, sich auf den Schlitten zu setzen, was ihr äußerst peinlich war und wozu sie sich erst nach längerer Diskussion bereiterklärte. Es gehörte sich doch nicht, als erwachsene Frau auf einem Kinderschlitten zu sitzen und das in ihrem Zustand!

Die zwei Pferdchen spannten sich davor und im Schlingerkurs ging es Richtung Heimat. Mehr als einmal drohte das Gefährt mit seiner Last vom Deich zu rutschen, zum Glück ging aber alles gut.

Etwa vierzehn Tage später wartete am Bahnhof Zollenspieker eine kleine Schar Nachbarinnen mit einem leeren Kinderwagen auf die Ankunft der Bimmelbahn. Sie brachte nach langem Warten eine erschöpfte Mutter mit einem kleinen Bündel auf dem Arm, das in den mit einem heißen Stein vorgewärmten Wagen gelegt wurde. Es war stickendüster, man konnte kaum die Hand vor Augen sehen, dennoch orgelte eine der Frauen im tiefsten Bass: "Och, was issi doch bloß nüdelich!" Ich war empört, hatten wir doch kein Mädchen, sondern einen Bruder bekommen.

Zu Hause wartete ich voller Spannung darauf, dass das Baby aus seiner Verpackung geschält wurde. Welche bittere Enttäuschung! So hatte ich mir unsere neue Puppe nicht vorgestellt. Mit ihrem runden Kopf und der Wollmütze, die links und rechts in kleinen Zipfelchen endete, sah sie wie Kater Mohrle aus. Die fest zugekniffenen Augen verstärkten diesen Eindruck noch. Unter der Kopfbedeckung verbarg sich eine Glatze mit nur einzelnen Härchen.

Das Schlimmste kam allerdings noch, als dieses Wesen nun die Augen öffnete. Das Gör schielte! Ich war total frustriert, versicherte meiner Mutter aber pflichtgemäß, wie hübsch das Kind sei.

Als unser Neuankömmling nun jedoch leise maunzte, die klitzekleinen Finger zu einem Fächer spreizte und dann wieder zur Faust ballte, da waren meine Schwester und ich hin und weg. Unsere Kinderherzen flogen diesem hilflosen Würmchen zu, und es entbrannte ein erbitterter Kampf



zwischen uns, wer denn wohl dem Winzling das Fläschchen geben durfte. Jede erhob Anspruch darauf. Beim Windelwechsel blieb ich meistens Sieger, und ich war stolz wie ein Spanier, wenn das Zappelbündel wieder sauber in Luren verpackt war.

Am liebsten hätten wir den ganzen Tag mit unserer neuen Puppe rumgetüdelt und sie auch abends mit ins Bett genommen. Dem schob meine Mutter aber energisch einen Riegel vor. Wir durften unser Pummelchen jedoch ab und zu in das Himmelbett für unsere anderen Puppenkinder legen. Die waren inzwischen in eine dunkle Ecke verbannt worden und führten dort ein unbeachtetes und vergessenes Dasein. Auch an unseren anderen Spielsachen, Puppenstube und Krämerladen, hatten wir jedes Interesse verloren.

Wir wurden nicht müde, immer neue Kosenamen für unsere strampelnde Wunderpuppe zu erfinden, die uns ein zahnloses Lächeln schenkte und Sonnenschein in die grauen Tage vor dem Kriegsende brachte.

Sie konnte zwar nicht Mama sagen, das kam erst später, aber durch lautstarke Töne war sie sehr wohl in der Lage, Unmut oder Zufriedenheit auszudrücken. Und das alles ohne Batterieantrieb!

Das Schielen hatte sich nach wenigen Tagen gegeben, und wenn unsere lütte Smusepopp die Lippen zu einem zarten Schmatzen spitzte, konnten wir Geschwister in laute Entzückensschreie ausbrechen.

War das Leben des kleinen Wesens schon vor der Geburt in Gefahr gewesen, so drohte jetzt erneut Ungemach. Meine Mutter hatte keine Milch und konnte das Neugeborene nicht stillen. Die bläuliche Flüssigkeit, die wir beim Händler bekamen, war gepanscht und wenig nahrhaft. Anstatt zuzunehmen wurde das Kind immer magerer. Direkt neben unserem Haus befand sich ein großer Bauernhof mit reichlich Viehwirtschaft. Als meine Mutter sich mit der Bitte um Milch an die Besitzer wandte, wurde sie mit den Worten "Wihebbt sülms keen Melk nich!" abgeschmettert. Und das, obgleich nicht eine Kuh trocken stand.

Hilfe fanden wir bei einem Bauern einige hundert Meter weiter am Elbdeich. Hier durften wir täglich Milch für unsere "Lieblingspuppe" holen. Die Sache hatte nur einen Haken. In Hoopte, uns gegenüber auf der anderen Elbseite, befand sich bereits der Tommy. Und der hatte gute Scharfschützen. Jede Deckung nutzend hüpften meine Schwester und ich in wilden Sprüngen über den Deich und dann mit der gefüllten Milchkanne wieder zurück nach Haus. Es wurde aber nicht ein einziger Schuss auf uns abgegeben.

Unsere Wohnung im ersten Stock war vom gegenüberliegenden Elbufer gut einsichtbar. Als die Nachbarin im Souterrain des Hauses zu ihrer Tochter ins Hinterland flüchtete, nahm meine Mutter gern das Angebot an, ins Kellergeschoss zu ziehen. Die Fenster lagen direkt hinter dem Deich und waren somit gegen Einblicke gut geschützt.

Eines Tages nun fiel es einem Lastwagen ein, anstatt auf Schleichwegen durchs Binnenland, über den Elbdeich eine Gruppe Arbeitskräfte zur Vierländer Bäckerei Ohde zu bringen. Es handelte sich um Jungrussen aus dem KZ Neuengamme.

Der LKW wurde vom Tommy beschossen, und der strohgedeckte Bäckerladen ging in Flammen auf. Ebenso das schöne Hufnerhaus daneben. Die nächsten ziegelgedeckten Häuser übersprang der Rote Hahn. Durch Funkenflug und ungünstigen Wind fand er dann aber neue Nahrung in dem alten Bauernhaus neben uns. Im Nu brannte es lichterloh.

Meine Schwester und ich waren beim Abwaschen und wunderten uns über den Rauch, der in die Räume drang und immer dichter wurde. Meine Mutter hatte bereits damit gerechnet, dass auch unser Nachbarhaus ein Opfer der Flammen werden würde und rettete Hausrat aus dem Bauernhof.

Vorher hatte sie uns Kindern die strikte Anordnung gegeben, die Wohnung ja nicht zu verlassen. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, ein paar deutsche Soldaten stürmten herein und zerrten uns ins Freie. Erst jetzt sahen wir die lodernden Flammen und spürten die sengende Hitze. Dicker Qualm hüllte uns ein und erschwerte das Atmen. Von den Soldaten erhielten wir die Anweisung, ins Hinterland zu flüchten. Ich versuchte iedoch, zurück in die Wohnung zu rennen, wurde aber von den Vaterlandsverteidigern daran gehindert. "Mein Bruder, mein Bruder", stammelte ich hustend. Sofort ließ man mich los, die Soldaten stoben davon und erschienen kurz darauf wieder mit dem Kinderwagen. Friedlich schlafend lag darin unser Sonnenscheinchen. Von all den Aufregungen hatte es nichts mitbekommen.

Übrigens... aus dieser heißgeliebten Lieblingspuppe ist inzwischen längst ein gestandenes Mannsbild mit üppigem, graumelierten Haarschopf und Vollbart geworden, das demnächst Großvaterfreuden entgegensieht.

Frauke Petershagen

Mein kleiner Kobold

(1939-44)

Bei vielen Kindern, die hierzulande in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts das Licht der Welt erblickten, waren Zärtlichkeiten vonseiten der Eltern Mangelware. Liebkosungen, so scheint mir, waren eher unüblich – das 19. Jahrhundert, in dem die Kinder ihre Eltern zu siezen und mit "Herr Vater" und "Frau Mutter" anzusprechen hatten, lag noch nicht allzu lange zurück.

Doch immerhin sollte es den Kindern, soweit die finanzielle Lage dies

zuließ, an materiellen Dingen nicht fehlen. In dieser Hinsicht war ich ein verwöhntes Einzelkind. Ich hatte unter anderem eine mechanische Eisenbahn, einen Steinbaukasten und einen Stabilbaukasten mit lauter Metallteilen. Damit sollte ich – "Du hast zwei linke Hände, Junge!" – handwerkliches Geschick lernen. Genützt hat es nichts, meine Abneigung gegen dergleichen ist eher gewachsen. Auch meine Bleisoldaten rührte ich kaum an, und ich war immer sehr erstaunt,

wenn Klassenkameraden, die mich am Geburtstag besuchten, begeistert mit meinen Sachen spielten.

Meine Domäne waren Bücher, von Anfang an. Sie beflügelten meine Fantasie. Allenfalls das Kaspertheater weckte mein Interesse, doch dafür fehlte das Publikum. Ich durfte damit nicht nach draußen, auch bei schönem Wetter nicht, denn alles war ja neu und durfte nicht schmutzig werden.

Es gab aber noch ein Problem. Die Figuren waren zu schwer für meine kleinen Patschhändchen. Wenn ich in den Kasper hineinschlüpfte, kippte dessen Kopf vornüber. Doch dann bekam ich Kobold. Er war bedeutend kleiner als meine anderen Handpuppen, und es hieß, er sei ein Waldgeist. Das gefiel mir. Kobold sah aus wie das Sandmännchen, doch er trug keinen Bart. Sein Gewand war blau, seine Zipfelmütze ebenso. Auch in seine Ärmchen konnte ich hineinschlüpfen, ja, ich konnte ihn in die Hände klatschen lassen – doch es klatschte nicht. Kobolds Hände und sein Gesicht waren rosa, und er hatte lustige Augen wie mein Teddy, der irgendwann verloren gegangen war, nur kleiner.

Ich gab Kobold keinen Kosenamen. Hätte ich ihn etwa "Kobi" oder "Boldi" nennen sollen? Ein Waldgeist heißt Kobold – basta. Kobold konnte ich alles erzählen was ich empfand oder was mich bedrückte. Er wurde schnell zu meinem Vertrauten und schlief immer neben mir. Als ich größer wurde, war er mir nicht mehr ganz so wichtig, ich legte ihn auch schon mal auf dem Nachttisch

ab.

Dann aber – ich war inzwischen 13 Jahre alt – kam die Zeit, da wir Kinder evakuiert wurden. Fern der Heimat, in "sicheren Gebieten", sollten wir vor den Bombardements geschützt sein, wir, die deutsche Jugend, der die Zukunft gehörte.

Am Abend vor der Abreise nahm ich noch einmal meinen kleinen Kobold in die Hand. Er war alt geworden, abgegriffen und sogar ein wenig schmuddelig. Liebend gern hätte ich ihn mitgenommen in die Kinder-Landverschickung! Ich überlegte, ob ich ihn einpacken und verstecken sollte, aber am liebsten hätte ich ihn ja mit ins Bett genommen, da draußen irgendwo, in der Ferne. Wasdennwiedennwodenn? Als dreizehnjähriger Hitlerjunge? Wohl verrückt geworden!

Welch eine Schmach, welch eine Schande! Ich wäre unterdurch. Man würde mich – ich weiß nicht, was man mit mir gemacht hätte. Diese Entdeckung konnte und wollte ich nicht riskieren, und das sagte ich dann auch Kobold, ehe ich ihn noch einmal streichelte, behutsam in mein Bett legte und gut zudeckte, so wie früher.

Am Abreisetag, es war der 1. Mai 1944, bin ich noch einmal durch die Wohnung gehüpft und habe leichtfüßig Abschied genommen von allen Räumen, in der Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Am 25. Oktober 1944 schlug in das Haus eine Bombe ein und alles wurde ein Raub der Flammen.

Claus Günther

Zeitzeugen im Dialog

Gymnasium Oldenfelde, 22.04.2021

Zeitzeugengespräch des bilingualen Geschichtskurses 10 von C. Guschas (Lehrerin)

Wir, der Geschichtskurs 10, hatten am letzten Donnerstag die Ehre, mit Claus Günther, einem Zeitzeugen der NS-Zeit, zu sprechen.

Da wir im Unterricht seit einiger Zeit über den Nationalsozialismus sprechen, kam Frau Guschas auf die Idee, einen Zeitzeugen in unseren digitalen Klassenraum einzuladen. Wir informierten uns und Till S. schrieb das Seniorenbüro Hamburg an. Claus Günther, ein netter älterer Mann, berichtete uns von seinen Erfahrungen mit Antisemitismus, der Hitlerjugend oder einem SA-Mann als Vater. Wir durften ihm 1 ½ Stunden interessante Fragen stellen, die er lebhaft und ehrlich beantwortete. Wir bedanken uns und würden es jedem empfehlen, es war eine lohnende und äußerst interessante Erfahrung. Außerdem sind wir wohl die letzte Generation, die Zeitzeug*innen live erleben kann.



Die Schüler*innen und die Lehrerin des Geschichtskurses im digitalen Gespräch mit dem Zeitzeugen Claus Günther.

Rückmeldungen der Schüler*innen zum Zeitzeugengespräch mit Claus Günther

1) Wie hat euch das Gespräch gefallen?

Ich fand es sehr schön das Geschehen noch einmal aus der persönlichen Sicht von jemandem zu hören, der dabei gewesen ist und man hat dadurch auch nochmal einen ganz anderen Eindruck vom Thema bekommen.

Mir hat sehr gefallen, wie alle gestellten Fragen beantwortet wurden. Dadurch hatte man nicht den Eindruck, dass man irgendwelche Fragen nicht stellen darf.

Ich fand das Gespräch mit Herrn

Günther sehr interessant. Durch das persönliche Gespräch ist mir die NS Zeit glaube ich nochmal ein bisschen eindrücklicher klargeworden. Besonders die privaten Geschichten und die Ehrlichkeit von Herrn Günther hat mich beeindruckt. Durch das Gespräch kann ich mir besonders den Alltag und die Lebensumstände bildlicher vorstellen. Ich hätte ihm auch gerne noch eine weitere Stunde zugehört.

Mir hat das Gespräch sehr gut gefallen, ich bin der Meinung, dass es trotz Zoom sehr gut geklappt hat. Es war schön, die Erlebnisse der damaligen Zeit von einer "richtigen" Person bekommen zu haben, die vielleicht auch mal eine ganz andere Sichtweise miteinbringt, und einem das Thema viel näherbringt als ein Text aus dem Schulbuch.

Mir hat gefallen, dass Herr Günther uns seine Erfahrungen so ehrlich und genau erzählt hat.

Ich fand das Gespräch mit Herrn Günther war augenöffnend und es hat mir einfach gezeigt, wie gut wir es heute in Deutschland haben. Ich fand auch gut, dass er über seine Gefühle und Emotionen offen und ehrlich mit uns kommunizieren konnte, außerdem war es zu keinem Zeitpunkt langweilig Herrn Günther zuzuhören.

Ich möchte Herrn Günther sagen, dass durch Menschen wie ihn wir Kinder/Jugendliche besser die Zeit und den Wert des Lebens, zu sein wie man ist, besser versteht.

Das Gespräch hat mir sehr geholfen die Zeit aus Sicht eines Menschen, der in der schrecklichsten Zeit in der Geschichte Deutschlands gelebt hat zu verstehen, ich habe das Gespräch sehr genossen.

Mir hat das Gespräch sehr gefallen. Das Gespräch war berührend und informativ. Es gab viele Einblicke in die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges. Man kann sich nicht vorstellen, wie das Leben (Alltag, Schule, Hitlerjugend) in dieser Zeit war. Doch die Einblicke in das Familienleben und auch die Auswirkung dieser Ereignisse auf das eigene Leben macht das Gespräch sehr wertvoll. Ich möchte mich noch mal bei Herrn Günther bedanken, da er sich Zeit genommen hat und mir diese Zeit nähergebracht hat.

2) Was waren eure Eindrücke?

Der Krieg macht definitiv etwas mit einem und ich finde das sieht man auch. Vor allem, dass Herr Günther auch noch etwas jünger war und am Anfang nicht realisierte was da passiert. Ich finde es aber sehr toll, dass er mit diesen Geschichten aufklärt und auch aufmerksam macht das so etwas nicht nochmal passiert.

Es gab viele Dinge die traurig und erschreckend sind und man merkt, dass er einiges miterlebt hat. Mir kommen manche Dinge realer vor, da es einfach etwas anderes ist, etwas persönlich erzählt zu bekommen als darüber zu lesen oder im Unterricht zu lernen.

Ich habe mehr über die NS Zeit erfahren und wie wenig man sich dagegen wehren konnte. Ich fand es sehr interessant, persönlich von einem Zeitzeugen erzählt zu bekommen.

Ich finde, dass man so etwas öfter machen sollte.

3) Hat euch etwas besonders beeindruckt/gewundert/berührt/zum Nachdenken gebracht/...?

Besonders im Gedächtnis geblieben ist mir, dass Herr Günther erzählt hatte, dass er einen Mann gesehen hat, der auf der Straße seinen Judenstern versteckt hat und er ihm dann ein Spott hinterhergerufen hat. Daran sieht man, dass viele vielleicht gar nicht wussten was da eigentlich gerade passiert.

Allgemein hat mich das sehr berührt, wie eine Person, die so etwas erlebt hat, darüber redet, da normalerweise dieses Thema so weit weg ist. Man kann davon ja nur in Dokumentationen oder Textbüchern erfahren.

Ich wusste nicht, dass die meisten etwas von den KZs wussten aber gleichzeitig auch so wenig, was darin genau passierte. Die Begegnung mit dem Juden, dem er etwas hinterhergerufen hat, fand ich ein wenig erschreckend.

Besonders berührt hat mich zum Beispiel die Geschichte, die er erzählt hat, in der er dem Mann diesen Spruch hinterhergerufen hat, und sich danach in Grund und Boden geschämt hat. Ich glaube, man vergisst, dass die Menschen zu der Zeit auch Menschen waren manchmal, und deswegen sind Zeitzeugen ja auch so wichtig, denn Geschichte handelt ja von Menschen.

Mich hat es erstaunt das der Mann noch so präzise über seine Vergangenheit reden kann, obwohl es so lange her ist.

4) <u>Sind noch Fragen offengeblieben?</u> Dann her damit!

Mich hätte jetzt im Nachhinein nochmal interessiert, inwiefern Herr Günther Angst gehabt hat. Also hatten Sie Angst vor den Nazis, vor jüdischen Menschen, vielleicht vor anderen Truppen und dem Krieg?

Ich frage mich, ob Leute, die Hitler und die Nazis unterstützten (z. B. Bekannte von Herrn Günthers Vater) vielleicht an dem Regime zweifelten und sich nur gezwungen fühlten, es zu unterstützen.

(Im Anschluss direkt per E-Mail von C. G. beantwortet, Anm. d. Red.)

5) Was möchtet ihr Claus Günther noch sagen?

Lieber Herr Günther, ich danke ihnen sehr, dass Sie sich Zeit für uns genommen haben. Bitte behalten Sie ihre Ehrlichkeit und Motivation bei.

Ich möchte mich dafür bedanken, dass er seine Erlebnisse aus der Zeit geschildert hat. Ich finde es toll, dass es Leute wie ihn gibt, die uns aus der Zeit berichten und uns ein wenig weiterbilden.

Ich wünsche ihm das Beste für die Zukunft und dass er so weitermacht.

Ich wünsche ihnen noch ein erfülltes Leben und, dass sie noch vielen Leuten von ihren Erlebnissen berichten können.

Ich würde mich bei Herrn Günther bedanken wollen, dass er Zeit für dieses Gespräch gefunden hat, trotz Corona und technischer Probleme.

Ich möchte noch sagen: vielen Dank, dass Sie sich die Zeit gekommen haben um uns über diese Zeit zu berichten.

Winterhuder Reformschule, 28.04.2021

Lieber Herr Günther,

vielen herzlichen Dank noch einmal für Ihre Zeit heute Morgen und in den Wochen davor. Auch noch einmal vielen Dank für das digitale Material!

Mir war bewusst, dass wir auf gar keinen Fall alle Fragen schaffen würden und das hatte ich den Kindern auch gesagt. Sie sollten daher die wichtigsten Fragen zuerst stellen. Aber durch ihre ausführlichen Antworten haben die Kinder viel mehr erfahren, als wenn es nur ihre Fragen gewesen wären. Das ist meiner Ansicht nach viel mehr Wert!

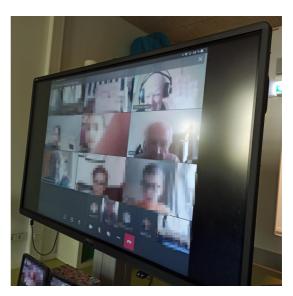
Die waren im Anschluss auf jeden

Fall das Gespräch des Tages und auch den Eltern wurde beim Abholen sofort berichtet und auch in den Pausen wurden über die abgesperrten Pausenbereiche hinweg berichtet und erzählt. Sie haben da wirklich viel Denken für die Kinder angestoßen.

In den Podcast werde ich gerne hineinhören und wir haben einzelne ältere Kinder, die sich bereits sehr für das Thema der NS-Zeit interessieren und dazu bereits ein Projekt gemacht haben. Für diese Kinder werde ich ihre Buchseiten mit in die Schule nehmen, denn diese können mit dem Thema bereits recht gut umgehen. Auch vielen Dank für Ihr Angebot noch einmal zu uns zu kommen. Leider wird dies zeitlich bei uns nicht möglich sein, da wir leider an den Stoffverteilungsplan gebunden sind und mit dem nächsten Thema anfangen müssen.

Zu Ihrer Frage bezüglich der Anzahl: Ja drei Personen waren wirklich ideal. Besonders spannend für die Kinder war, dass sich ihre Erfahrungen unterschieden hatten. (...)

Herzlichen Dank für Ihre Arbeit als Zeitzeugen. Liebe Grüße, Annika Kopisch (Referendarin)



Zeitzeugengespräch bei den Zebras an der Winterhuder Reformschule von Kalle und Cornelius

Wir haben am Mittwoch, den 28.4.2021 **digitalen** Besuch von drei

Zeitzeugen bekommen. Es waren drei Männer: Claus Günther, Harald Schmidt und Rolf Schultz-Süchting. Von Frau Frauke Petershagen haben wir Antworten vorher als Text bekommen.

Wir sind die Zebras von der Winterhuder Reformschule. Wir haben ihnen Fragen zu deren Kindheit gestellt. Ein paar Antworten davon haben uns sehr verwundert. Wir haben uns erschrocken, dass die Kinder von ihren Eltern und den Lehrern geschlagen wurden. Uns hat auch sehr gewundert das Weihnachten gleichgeblieben ist. Spannend fanden wir,

dass sie auf der Straße spielen konnten, ohne Autos. Und wir haben uns auch gewundert, dass eine Familie oft nur ein Zimmer hatte und sich die Wohnung mit anderen Familien teilen musste.

Die drei Herren haben eine Stunde lang ausführlich erzählt.

Wir haben gerne zugehört.

Vielen Dank für den digitalen Besuch.

Fragen der Zebras für das digitale Zeitzeugengespräch

Haushalt

- 1. Wie haben Sie früher die Wäsche gewaschen?
- 2. Wie hat man Essen bekommen? Gab es Lieferdienste?
- 3. Wie wurde früher mit Holz gearbeitet?
- 4. Was mussten Sie als Kinder im Haushalt machen?
- 5. Welches Essen wurde früher gekocht?
- 6. Wie wurde gekocht? Welche Geräte wurden benutzt?

Schule

- 1. Womit haben Sie früher geschrieben?
- 2. Wie sah der Schulhof aus?
- 3. Wie war es in der Schule?
- 4. Was haben Sie in der Schule gelernt?
- 5. Waren die Lehrer streng?
- 6. Welche Schrift haben Sie in der Schule gelernt?

<u>Alltag</u>

- 1. Welche Kleidung haben Sie als Kinder getragen?
- 2. Welches Geld gab es damals?
- 3. Gab es schon Fernseher?
- 4. Gab es Desinfektionsmittel?

- 5. Welche Fahrzeuge gab es als Sie Kinder waren?
- 6. Gab es schon Comics?
- 7. Wie wurde damals Post in die ganze Welt geschickt?

Spielen

- 1. Was haben Jungs gespielt? Was haben Mädchen gespielt?
- 2. Gab es schon Pokémonkarten?
- 3. Was war ihr Lieblingsspielzeug?

Sonstige Fragen

- 1. Was haben Sie sich als Kinder zu Weihnachten gewünscht?
- 2. Wie haben Sie Weihnachten früher gefeiert?
- 3. Wie sah es damals in Hamburg aus?
- 4. Welche Süßigkeiten gab es früher schon?
- 5. Welche Feste haben Sie früher gefeiert



Farmsen, Feuersturm und Familie Lore Bünger ist "Eine Hamburger Zeitzeugin"

Sie hat es getan! Und es ist gelungen. Lore Bünger, Jahrgang 1923, Gründungsmitglied der Zeitzeugenbörse Hamburg, hat ihr bewegtes Leben komprimiert zu Papier gebracht. Bünger schildert kurzweilig und immer mit einem Augenzwinkern ihre Kindheit in Farmsen, damals noch ein Vorort Hamburgs. Sie berichtet von einer Zeit, als ein Telephon noch mit "ph" geschrieben wurde, von ihrer ersten Zigarette und dem ersten Auto in der durchaus gutsituierten, SPD-nahestehenden Familie.

Mit der Machtübernahme der Nazis ändert sich das Leben. Sie ist am Tag nach dem Feuersturm 1943 Augenzeugin des Infernos, das durch die "Operation Gomorrha" große Teile Hamburgs zerstörte. Nach Kriegsende arbeitete sie als Stenotypistin – so nannten sich Schreibkräfte – für die Royal Air Force. Bereits 1948 gestaltete Bünger die Aufbaujahre der Bundesrepublik tatkräftig mit; als eine der ersten Frauen, die bei einer neu aufgebauten Reederei angestellt waren.

Die Bearbeitung von Annette Laugwitz – illustriert durch zahlreiche aussagekräftige Fotodokumente – komprimiert das Leben Büngers auf zahlreiche Meilensteine. Dennoch bleibt viel Raum für Emotionen: Die Glücksgefühle, als der Krieg endlich vorbei war oder die neuen Eindrücke

bei Urlaubsreisen hinterlassen ein Verständnis der damaligen Lebenswelt – ohne sich in Nebensächlichkeiten zu verlieren. Chapeau! Leben hautnah, wie es Jung und Alt fesselt! *Ulrich Kluge*



Lore Bünger: "Eine Hamburger Zeitzeugin", bearbeitet von Annette Laugwitz. KJM Buchverlag. Hamburg 2020, 110 Seiten, 10,00 €. ISBN 978-3-96194-145-2

Die Zeitzeugenbörse Hamburg stellt sich vor ... unter Corona-Bedingungen

Wir Zeitzeug*innen trafen uns vor der Pandemie an jedem 1. und 3. Dienstag im Monat in der Brennerstr. 90, im 5. Stock (Seniorenbüro), von 10 bis 12 Uhr.

Wir bereiten themenbezogen und moderiert unsere Erinnerungen auf. Wir besuchen Schulen und sprechen mit Medienvertreter*innen.

Schulen finden inzwischen auch Interesse an Nachkriegsthemen. In diesem Kontext gilt es, eigene Erlebnisse zu schildern und die Demokratie zu stärken, damit extremistisches Gedankengut keine Chance hat. Die NS-Zeit mit Krieg und Diktatur liefert hier mahnende Beispiele.

Die persönliche regelmäßige Gruppenarbeit der Zeitzeugenbörse Hamburg muss coronabedingt momentan ruhen. Die Zeitzeug*innen sind und bleiben aber aktiv. Wie funktioniert das?

Corona zum Trotz melden sich bei uns weiterhin Journalist*innen, Lehrer*innen, Schüler*innen und Student*innen mit den unterschiedlichsten Anfragen, von "Oral History" in der Grundschule bis zum Instagramprojekt.

Bereits im letzten Jahr haben Schulbesuche und Interviews in digitaler Form stattgefunden.

Das Seniorenbüro unterstützt die Zeitzeug*innen bei Bedarf mit technischem Equipment und Know-how.

Bei Interesse an einer Zusammenarbeit findet der Erstkontakt über das Seniorenbüro Hamburg e. V. statt:

E-Mail: <u>zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de</u> oder Telefon: 040 30399507 (Mo. – Do. von 9-13 Uhr)

Nähere Informationen zu den Zeitzeug*innen finden sich auf der Webseite <u>www.seniorenbuerohamburg.de/zeitzeugenboersehamburg</u>

Wir sind eine offene, konfessionell und überparteilich tätige Gruppe. Mitgliedsbeiträge werden nicht erhoben. Wir freuen uns auf Sie!

Die Redaktion



<u>Redaktion</u> Claus Günther, Richard Hensel, Manfred Hüllen, Ulrich Kluge, Sabine Maurer, Christina Pfeifer, Ingeborg Schreib-Wywiorski.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben.

Änderungen behält sich die Redaktion vor.

Erscheinungsdatum: Mai 2021

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben. Für Interessierte, Einsteiger und "alte Hasen". Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

Gruppentreffen: Stand April 2021 Noch immer ruhen die Gruppentreffen, angepasst an die Infektionslage. Optimistisch stimmt uns, dass inzwischen wohl fast alle Zeitzeug*innen geimpft sind. Wie es weitergeht, wie wir unsere Gruppentreffen unter Hygieneund Schutz-Bedingungen fortführen können, werden wir sobald wie möglich auf der Webseite und per E-Mail mitteilen.

Bleiben Sie aufmerksam – und vor allem: Bleiben Sie gesund!



Kontakt

Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A. Seniorenbüro Hamburg e.V., Öffnungszeiten: Mo.-Do. 9.00-13.00 Uhr

Brennerstr. 90, 20099 Hamburg zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de

Tel. 040 – 30 39 95 07 www.zeitzeugen-hamburg.de

Das Projekt Zeitzeugenbörse Hamburg im Seniorenbüro Hamburg wird von der Behörde für Wissenschaft, Forschung, Gleichstellung und Bezirke der Freien und Hansestadt Hamburg gefördert.